

Anglizismen, Sprachgesetze...

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **58 (2002)**

Heft 4

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Anglizismen, Sprachgesetze ...

(Das Folgende ist ein Auszug aus einem Gespräch mit Hans-Werner Eroms, Professor für deutsche Philologie und Sprachwissenschaft an der Universität Passau, Träger des Konrad-Duden-Preises 2002 der Stadt Mannheim. Fragesteller: Jürgen Langhans.)

Die Anglizismen «boomen». Wie würden Sie denn «sich outen» beugen?

Hans-Werner Eroms: Das ist ein ganz heikles Thema. Ich würde das gar nicht konjugieren, höchstens in der ersten oder dritten Person; im Präsens geht das schon. Aber diese Wörter, die neu aufkommen, sind ja häufig Merkmal für eine bestimmte Geisteshaltung. «Outen» wird aus dem Englischen übernommen; hier würde ich nachgeben und es tolerieren, auch wenn ich es selber nicht verwenden würde. Ich lasse solche Wörter in dem Bereich, wo sie auftreten, zum Beispiel in der Computerwelt. Ich würde aber niemals Ausdrücke, die die Telekom bildet, in meinen Sprachschatz übernehmen; «German call» oder so etwas.

Ich halte das Deutsche für eine sehr konservative Sprache. Wir haben sehr komplizierte Konjunktivregeln, die Jahrhunderte überdauert haben. Das gibt einen guten Widerstand gegen Moden, die auftreten. Ich meine, dass der Verbbestand durch die englischen Wörter kaum gefährdet ist. Bei den Substantiven sieht das anders aus, aber das ist auch wesentlich ungefährlicher, weil wir ja die Substantive nach wenigen, aber wichtigen Fällen abwandeln. Es gibt kein fremdes Wort, das im Deutschen nicht eine Artikelzuweisung bekäme. Das zeigt, dass die Sprache erst mal diese Ausdrücke aufsaugt.

Wer sollte grundsätzlich über eine verbindliche deutsche Rechtschreibung und Grammatik befinden?

Hans-Werner Eroms: Man sollte schon vieles ungeregelt lassen, weil sich die Sprechergemeinschaft im Grunde vernünftig verhält. Es gibt Zeitungen, die gelten als Vorbilder, und andere halten sich daran. Man sollte im Deutschen nicht so eine Art Sprachrat einsetzen, der etwas amtlich regelt wie in Frankreich, sondern es müsste eine Institution sein, angebunden vielleicht an die Akademien, die sich informell über die Sprache einigen; aber nicht so, dass das schliesslich sanktioniert werden würde.

Sprachgesetze halte ich nicht für richtig. Es ist die Gefahr des Irrtums zu gross, und es würde eine Aversion der Menschen gegen staatliche Regelungen auch in diesem Bereich hervorrufen. Hier setze ich auf die Vernunft, auf das gute Beispiel. Die heutige deutsche Dichtersprache ist fast völlig frei von Anglizismen oder Wörtern, die wir negativ empfinden. Also: Regelung nur in wenigen Fällen. Die Rechtschreibung sollte natürlich schon geregelt sein. Die Schulen würden das anders nicht mitmachen.

Ich halte es für sehr wichtig, dass alle Bürgerinnen und Bürger ihre Sprache mit Bedacht einsetzen und sie beobachten. Und was ihnen nicht gefällt, sollten sie kritisch anmerken. Wer nicht sieht,

dass sich ein unerschöpflicher Schatz an deutscher Prosa auch in der Gegen-

wartssprache findet, dem entgeht etwas.

Quelle: «Deutsche Sprachwelt»

«Akademiker-Deutsch»

Wissenschafts-Chinesisch und Akademiker-Deutsch

Als philosophischer Laienbruder interessiere ich mich für Philosophie. Obwohl unser Leben kurz ist und es viele grosse und ausgezeichnete philosophische Werke gibt, greife ich doch gerne hin und wieder zu einer Biographie, einer Interpretation, einem Kommentar etc.

In der Meinung, die «Beck'sche Reihe Grosse Denker» sei für interessierte Laien gedacht, habe ich kürzlich beispielsweise Wolfgang Kerstings «Niccolò Machiavelli» durchgearbeitet: eine unsäglich mühsame Lektüre! (Einziger Lichtblick sind die Zitate aus Machiavellis Werken.) Mein Hauptvorwurf richtet sich gegen Kerstings umständliches «Wissenschafts-Chinesisch», mit dem er seine Leser behelligt.

Da ist der Philosophieprofessor allerdings in guter Gesellschaft. Er lebt und arbeitet vermutlich wie andere seiner Gattung unter einer universitären Glasglocke und hat jeglichen Bezug zu normalen Zweibeinern verloren. Fernab vom «gewöhnlichen Volk» philosophiert er in luftigen Höhen vor sich hin und plagt allenfalls mit seiner «Sprachgewalt» Studenten. Es scheint ein weitverbreitetes Übel zu sein, dass Philosophen nicht mehr deutsch schreiben können oder wollen und sich, vermutlich um Ein-

druck zu schinden, eines Stils befleissen, den ein «normaler» Mensch nicht versteht und nur mühsam begreift. Diese Herren residieren in ihren «Silbertürmen» und schreiben drauflos, ohne zu bedenken, dass noch nicht alle Leser durch das vermaledeite «Akademiker-Deutsch» verdorben worden sind.

Viele der modernen Philosophen kommen mir vor wie die Theologen im «Lob der Torheit» des Erasmus von Rotterdam (1466-1536), denen «eine Unzahl neu ersonnener Wörtchen und ungeheuerlicher Ausdrücke» zu Hilfe kommt und die sich erst dann als Theologen fühlen, «wenn sie ein recht hässliches Kauderwelsch reden». Plutarch (um 50–120 n. Chr.) meinte, die Seele offenbare «am deutlichsten durch Worte ihre Gesinnung»; Erasmus schrieb, die Sprache sei «der ehrlichste Spiegel der Seele», und die «modernen Stilisten» meinten, ein Meisterwerk zu vollbringen, «wenn sie in ihr Latein alle Augenblicke eine griechische Vokabel wie einen bunten Stickfaden einflechten, auch wo sie nicht hinpasst; und fehlt ihnen ein Fremdwort, so graben sie aus schimmligen Folianten ein paar veraltete Wörter aus und hoffen, damit dem Leser etwas vorzumachen».

Ich erinnere mich an eine Stelle bei Michel de Montaigne (1533–1592), der nach Francis Jeanson «immer die kon-